

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 119.

Berlin, Donnerstag den 3. Oktober

1844.

Holland.

Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

VIII. Der Ritterschlag.*)

(August 1660.)

Vor Riertermünde war der erste entscheidende Schlag in dem blutigen Ostseekampfe geschehen; er dauerte den ganzen Winter hindurch, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die Mitte des folgenden Jahres. Die Holländer, im Verein mit den Dänen, verrichteten Heldenthaten und entzogen den Schweden ein Stück nach dem anderen von den in Besitz genommenen dänischen Ländern. Während dieses Kampfes wurden zugleich die Unterhandlungen unermüdlich fortgesetzt; der Friede kam zu Stande, und kaum war er unterzeichnet, als auch die Artikel des Vertrages so schnell zur Ausführung gebracht wurden, daß zu Ende Juli kein dänisches Eigenthum mehr in schwedischer Hand war und kein schwedischer Kriegsmann mehr auf den Inseln weilte.

Bei dieser Lage der Dinge empfing die holländische Flotte den Befehl, die nordischen Gewässer zu verlassen und sich nach dem Texel zu begeben. Die Schiffe wurden segelfertig gemacht; de Ruyter setzte den König von der ihm zugegangenen Ordre in Kenntniß und bat um die Erlaubniß, sich von Sr. Majestät beurlauben zu dürfen. Friedrich III. sandte dem wackeren Seemann seinen Kanzler mit der herzlichsten Einladung, ihn am folgenden Morgen in Frederiksborg zu besuchen.

Die Thurmuhr des Schlosses verkündigte die zehnte Stunde, als der dienstthuende Kammerer dem Könige meldete, daß der holländische Admiral mit seinen Begleitern vor dem Schlosse erschienen und von dem Feldmarschall Schack und anderen vornehmen Personen empfangen sey. Der König, rasch und feurig, voll Eifer, dem Manne zu danken, der ihm so treulich beigegeben, wäre ihm gern gleich selbst bis an die Treppe entgegen gegangen, doch mußte er sich entschließen, dem Zwange der Etikette huldigend, ihn an der Schwelle des Audienzsaales, von seinen Edlen umgeben, zu erwarten.

Die Kammerjunker, welche den Dienst in der unmittelbaren Nähe des Königs hatten, steckten unterdessen die Köpfe zusammen und flüsternten sich ihre Bemerkungen zu. Einer derselben, Graf Dölar Banner, der jüngere Sohn eines der ältesten dänischen Geschlechter, blies über die flache Hand hin und rief: „Pah!“ — „Was wollt Ihr damit sagen?“ — „Pah! So viel Besens um einen holländischen Bauern! Der König wäre ja beinahe die Treppe hinabgestürzt, um ihn nur desto eher zu sehen!“ — „Es ist aber doch ein merkwürdiger Mann! Bedenkt nur, was er Alles gethan.“ — „Meint Ihr? Die Banner haben auch Seesiege erfochten. Hätten nur einem dänischen Seemann die Schiffe geben sollen, er hätte es auch gethan! Und solcher Empfang für einen Republikaner, der sich über Alles erhaben dünkt; es muß dem ganzen Adel zum Aergeriß seyn.“ — „Was er nur für eine Figur spielen mag?“ — „Erbärmlich genug, das könnt Ihr denken! Auf seinen Schiffen, zwischen den Theerwänden, mag es noch angeben; aber hier, in diesen Sälen, auf diesem Marmorboden. Gebt Acht, es wird zu lachen geben.“ — „Freilich. Wo sollte er es auch herbekommen haben? Man hat mir gesagt, er habe zu seiner Zeit ein Handwerk getrieben.“ — „Nicht möglich!“ — „Und was für eines!“ eiferte Dölar Banner. „Er war auf den Bersten von Bliesingen, wo er beim Zusammenschlagen der Reeppe das Rad drehte. Für jedes Tau, das schlecht gedreht war, bekam er mit einem guten Tau die nöthigen Piebe. Sein hochgeborener Herr Vater schenkte während der Zeit für gutes Geld den Matrosen und Werkarbeitern schlechtes Bier und Branntwein aus.“ — „Wißt Ihr das ganz gewiß?“ — „Verlaßt Euch darauf. Er war Seilerjunge zu Bliesingen; das ist noch weniger als ein Bootsjunge, wie sie hier auf Nyholm herumlaufen. Ich möchte darum auch nicht, daß ich mit ihm persönlich in Berührung käme, denn ich weiße ihm nicht einen Schritt.“ — „Das würde sich finden; es sprechen Manche so, die nachher klein beigegeben. Wenn es dem Könige einfiel, den Admiral an seiner Tafel zu bewirthen, und Ihr hättet den Dienst, so würdet Ihr ihm geduldig den Teller reichen, ohne ein Wort zu sagen.“ — „Ich würde es nicht!“ sagte Banner entschieden. „Bei meiner Ehre nicht!“

Die letzteren Worte hatte der junge Graf in seinem Eifer so laut gesprochen, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs erregten. Er wandte sich um und fragte: „Was giebt's?“

Die Kammerjunker wären in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort gewesen, wenn nicht die Ankunft des Kanzlers sie davon befreit hätte, der den Admiral der niederländischen Flotte einführte. Als de Ruyter dem Könige gegenüberstand, machte er eine tiefe Verbeugung und erwartete dann, von Friedrich III. angeredet zu werden. Dieser aber stand im Anschauen des Helden verloren, der, im kräftigsten Mannesalter, die reichsten Kränze des Ruhmes auf sein Haupt gesetzt und doch so anspruchslos, so bescheiden vor ihm stand, als ob er Dank und Lohn zu spenden komme, statt ihn zu empfangen. Aber nicht lange vermochte der König das mächtig in ihm aufsteigende Gefühl zu unterdrücken; er eilte dem Seemann entgegen und ergriff seine Hand. Zu tief bewegt, um viel zu sprechen, sah er ihn lange an; seine Augen feuchteten sich, und lautlos schloß er den Seemann in seine Arme. Alle Umstehenden blickten tief gerührt auf diese Gruppe; nur Graf Banner suchte unmerklich mit den Achseln.

Als die erste Aufwallung vorüber war und der König den Admiral bei der Hand nahm, um ihn in den Saal zu führen, malten sich Stolz, Freude und Verlegenheit in rührender Mischung auf dem Gesicht de Ruyter's; er ging gesenkten Hauptes neben dem Könige her, als verdiene er eine solche Ehre gar nicht. Daher kam es, daß, als er die Mitte des Saales erreicht hatte und der König plötzlich stehen blieb, de Ruyter seinen Hut fallen ließ, was seine Verlegenheit noch steigerte. Der König bemerkte es nicht, wohl aber das Rischen, welches die Kammerjunker vernehmen ließen. Rasch wandte sich der König zu diesen und fragte: „Vorüber laßt Ihr, wenn's gefällt, Graf Banner?“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden“, entgegnete der Kammerjunker erröthend; „ich habe es nicht gewagt, mit meinem Wissen in Allerhöchster Gegenwart zu lachen. Wenn es doch geschehen, war es unwillkürlich und zugleich verzeihlich, weil . . .“ Er hielt inne, aber sein Blick streifte den Admiral und den Hut, der unfern von diesem am Boden lag. Der König bemerkte die Pantomime, und mit mühsam verhaltenem Zorn rief er: „Graf Banner! Hebt den Hut dort auf, wenn's gefällt.“

Der Kammerjunker trat einen Schritt zurück und sagte in sehr übermüthigem Tone: „Ew. Königlichen Majestät und Eurem Höfen Königlichen Hause bin ich zur schuldigen Dienstleistung und steter Ergebenheit verpflichtet. Aber der Zweig eines Baumes, der Jahrhunderte lang in dänischer Erde wurzelt, ist zu jähe geworden, um sich nach dem Pute eines Bürgers zu bücken.“

Ein Schrei des Unwillens erscholl aus den Reihen der holländischen Offiziere, die das Gefolge des Admirals bildeten. Dieser war bleich geworden und stützte sich auf die Schulter seines Schout by Nacht, der zu ihm geeilt war. Die dänischen Edlen blickten mit unverbessertem Staunen auf den lecken Kammerjunker, und die Gefährten desselben beeilten sich, die Unschicklichkeit desselben so viel als möglich gut zu machen, aber der König wies sie entschieden zurück.

„Herr Admiral!“ sprach Friedrich mit starker, volltönender Stimme. „Das Benehmen dieses Vorlauten erinnert mich an meine Pflicht. Nicht von Vergeltung kann zwischen uns die Rede seyn, aber ich wünsche die Erinnerung dieses Tages an ein Ereigniß zu knüpfen, das Dänemark Ehre bringt. Herr Kanzler! Habt Ihr meine Befehle vollzogen?“

„Alles zur hohen Ordre, mein Königlicher Herr!“ sagte der würdige Kanzler und stellte sich dem Könige zur Seite, von einem seiner Secretaire eine Pergamentrolle empfangend.

„So leset denn dieser ehrenwerthen Versammlung unseren Königlichen Beschluß vor.“

Der Kanzler verneigte sich, entrollte das Pergament und las unter der tiefen Stille der Versammlung Folgendes:

Wir Friedrich der Dritte von Gottes Gnaden, König von Dänemark und Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig und Holstein, Stormarn und Dithmarschen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst, bezeugen hiermit öffentlich so in Unserem Namen, als im Namen Unserer Nachkommen und Regierungs-Nachfolger in den dänischen Reichen, und machen Jedermannlich bekannt, daß, obgleich Wir aus königlicher Gnade und angeborner Milde geneigt seyn, an Jedermann, so sich dessen würdig zeigt, Unsere königliche Gnade zu betheiligen, Wir solches doch noch im höheren Grade Denjenigen erzeigen wollen, welche bei dem jüngsten, nun beigelegten schwedischen Kriege, wo Wir, von Unseren Feinden belagert, durch den Beistand Unserer Nachbarn und Bundesgenossen, vornehmlich durch die Kriegsflotte der Vereinigten Niederlande sind geholfen worden, da sie Uns

*) Schluß der in Nr. 102, 104, 106, 108, 112, 115 und 117 befindlichen Artikel.

und Unseren Reichen, Provinzen und Uns unterthänigen Landschaften absonderliche Dienste erwiesen haben. Wenn wir derothalben betrachten und erwägen die heldenmüthige und beständige Tugend, die getreuen und unablässigen Dienste, welche der Vice-Admiral Michael Adrianson de Ruitter, Befehlshaber der holländischen Flotte, mit eben dieser Flotte und dessen tapferen Seeleuten, in Zeiten der Belagerung dieser Unserer Stadt, so wie bei Eroberung der Insel Hühnen, ferner nach dem Friedensschlusse zwischen Uns und dem Könige von Schweden, durch das Ueberführen der schwedischen Kriegsmacht von Seeland nach Schoonen, und in vielen anderen Vorfällen und Seekämpfen mit glücklicher Vollbringung, großer Mannhaftigkeit und tapferem Muth, worin er weder Blut noch Kräfte gespart hat, fertig und standfestiglich Uns und Unseren vorgemeldeten Reichen erwiesen hat, so haben Wir, durch solche glorreiche Vorgänge auf das tiefste bewegt, mit allem Vorbedacht, reifer Ueberlegung und eigenem Willen, auch mit Zustimmung Unserer Reichsräthe, Ihn und seinen rechtmäßigen Erben und Kindern in absteigender Linie, ohne Ansehen, Mann oder Weib, in den edlen Ritterorden, welche ihren Sitz in denen Ritterspielen dieser Unserer Reiche und Fürstenthümer haben, aufnehmen wollen; gleich wie Wir in guter Wissenschaft und in Kraft dieses offenen Briefes den vorgemeldeten Vice-Admiral de Ruitter mit seinen rechtmäßigen Erben in niedergehender Linie beiderlei Geschlechts, in die Gesellschaft und Brüderchaft dieses Unseres Adels auf- und annehmen, und demselben gleichstellen, dergestalt und in solcher Meinung, als ob dieselbe von ihren Vorfahren, so von Väterlicher, als von Mütterlicher Seite, in beiden Linien, rechtmäßige Edelleute wären geboren, zu dem Ende ihnen alle Wohlthaten, Rechte, Ehre, Würde und Präminentien, welche unsere vorgemeldeten Edelleute genießen, hiermit schenken und antragen, und zu desto mehrerer Glaubwürdigkeit und Gedächtniß dieser Unserer Königlichen Erhebung zum Stande und Orden der Edelleute dieser Unserer Reiche und Fürstenthümer, haben Wir zum Dienst und Vortheile dieses mehr gemeldeten Edelmannes, de Ruitter und seiner rechtmäßigen Erben, sein altes Schild und Geschlechtswappen also vergrößert, daß dieselben fortan einen offenen freien, gekrönten Helm, mit einem darauf stehenden bewaffneten Manne, der mit seiner ausgestreckten Hand und gezogenem Schwerte zu schlagen dräuet, führen mögen; und auf daß derselbe Adel klarer erscheine, haben Wir dies Wappen und Zeichen des Adels zu ihrem immerwährenden Gebrauche, gleichwie es oben abgemalet steht, ihnen schenken wollen, nämlich einen Schild in vier Theile getheilt, die in dem obersten Viertel zur rechten Hand enthalten einen ganz geharnischten Reuter, der mit gehobenem Arme ein gezogenes Schwert hält und drein zu schlagen dräuet, im untersten Viertel rechts im blauen Felde ein bleichgelbes Stück Geschütz, und darunter drei gelbe Kugeln; oben zur Linken, im dritten Viertel, ein weißes Kreuz in einem rothen Felde, und im letzten Viertel, zur Linken unten, ein weißes Admiralschiff im himmelblauen Felde. Und also haben Wir ihn und seine rechtmäßigen Erben mit diesem Wappen verehren, erheben und zieren, und in den Orden unseres Adels für alle Zeiten und ewiglich stellen wollen, und haben weiter zugestanden, daß dieselben sothane Ehre und Würde ohne einige Hinderung genießen, und das edele Schild und Wappen, so hier oben abgemalet, führen mögen, welches Wir mit diesem, von Unserer Hand unterschriebenen und mit Unserem Königlichen Siegel befestigten offenen Brief Allen und Jedem haben wollen bekannt machen. Gegeben in unserer Königlichen Stadt Kopenhagen am ersten August im Jahre MDCLX.

Frederik.

Auf Befehl:

L. v. Lenten.

(Unten am Pergament hing an einer seidenen Schnur des Königs Siegel mit dem Wappen seiner Reiche und Fürstenthümer im rothen Wachse.)

Als der Kanzler zu Ende gelesen, verbeugte er sich abermals und trat einen Schritt zurück. Der König winkte dem Feldmarschall und empfing von diesem das königliche Reichsschwert. Er ersuchte den Admiral, niederzuknieen, berührte seine Schulter und sagte: „Duldet diesen Schlag und hinfort keinen, Herr Ritter de Ruitter! Steht auf und umarmt mich als Euren Lehns Herrn und Freund. Diese goldene Kette aber tragt mir zur Erinnerung und als ein Andenken dieser Stunde.“

Der Admiral war tief bewegt und konnte die Gefühle seines Herzens nur durch einzelne Worte kundgeben; der König aber ließ sein blißendes Auge durch den Kreis der ihn umgebenden Edelleute schweifen und fixirte den Grafen Banner, der mit bleichem Gesichte da stand und sich auf einen seiner Gefährten stützte.

„Nun, Herr Graf!“ sagte der König streng. „Wenn es Euch jetzt gefällig ist, den Hut da!“

Der Graf entgegnete kein Wort; zitternd, die Augen zu Boden geheset, ging er mit wankenden Knien der Stelle zu, wo der Hut lag, hob ihn auf und reichte ihn dem Admiral. De Ruitter ergriff denselben, faßte die Hand des Jünglings und sagte: „Ihr seyd sehr höflich, werther Herr Graf, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir möglich wäre, Euch von der Redlichkeit meiner Gesinnung zu überzeugen. Bedürftet Ihr in Holland eines Freundes, so wendet Euch vertrauensvoll an mich.“

Der junge Graf erwiderte hierauf nichts und trat in die Reihen zurück; der König aber rief ihm zu: „Wenn Ihr eine Reise in das Ausland machen möchtet, so habt Ihr unbeschränkten Urlaub! Hört Ihr? unbeschränkten! — Kommt, Herr Admiral!“

Und mit diesen Worten ging der König mitten durch die erschrocknen Kammerjunker und führte den neuen Ritter zum Bankett.

Frankreich.

Der gegenwärtige Stand der französischen Industrie.

II. Die Elemente der Industrie. — Das Eisen und dessen Verarbeitung.

Die letzte Pariser Gewerbe-Ausstellung zeigte, wie große Fortschritte der Maschinenbau in der jüngsten Zeit in Frankreich gemacht hat. *) Desto näher aber liegt es, darüber zu klagen, daß diese Verbesserungen so lange auf sich haben warten lassen und nun erst anfangen werden, sich über das Land zu verbreiten. Lange Zeit gründete man keine Manufakturen, weil es an Mechanikern fehlte, die sie zu einem billigen Preise herstellen konnten. Um Maschinenbauanstalten zu gründen, war das Bedürfnis zu gering und zu unsicher, und das erforderliche Kapital zu groß. Zur Ausführung des geringsten Auftrages mußten erst Modelle, Arbeiter, Material herbeigeschafft werden, die unedlen Metalle hatten einen verhältnismäßig hohen Preis, für den Transport des Brennmaterials war wenig gesorgt; dies Alles ist jetzt überwunden und darum zu hoffen, daß mit dem Aufschwunge des Maschinenbaues auch die Manufakturen werden zahlreicher und ergiebiger werden, als es bis jetzt der Fall war.

Eisen und Brennmaterial sind die ersten Elemente jeder Industrie. Um mit dem Auslande zu konkurriren, muß Frankreich mehr und billigeres Eisen haben; aber bisher waren die Maßregeln, wir sagen nicht, die Absichten der Regierung diesem Erfordernisse wenig günstig. Man hat zwar durch eine Tarif-Erhöhung die französische Production gegen fremde Einfuhr geschützt, und es entstand daraus eine inländische Konkurrenz, durch welche die Besitzer von Hochofen, Schmieden und Gießereien die größten Ersparnisse und die besten Prozeduren einzuführen gezwungen wurden. Die Bearbeitung des Eisens hat also große Fortschritte gemacht, bringt aber noch bei weitem nicht den vollen Gewinn. Der Schuß, den man ihr angedeihen ließ, kam weit mehr den Forstbesitzern zu Gute, die ohne Risiko und Arbeit die sichersten Vortheile erlangten. Im Jahre 1819 wurden von 112,500 Tonnen Gußeisen nur 2000 mit Cokes fabrizirt, das Uebrige mit Holzkohle und von 73,200 Tonnen Roheisen 1000 mit Steinkohle; im Jahre 1842 297,174 Tonnen Gußeisen mit Holzkohle, 102,282 mit Cokes und 109,795 Tonnen Roheisen mit Holzkohle, 175,029 mit Steinkohle.

Seit dem Indemnitätsgesetze von 1829 sind die Wälder sehr im Preise gestiegen, was sich auch bereits in dem Preise des Kuchholzes fühlbar machte. Es giebt in Frankreich viel Roheisen, aber gewisse Lagen, die durch ihre Mächtigkeit und Güte wichtig sind, befinden sich weit von Kohlengruben und nur in der Nähe von Wäldern. Die Besitzer der Hochofen und Schmieden in solchen Gegenden waren natürlich den Holzeigenthümern sehr willkommen; denn die schlechte Beschaffenheit der Transportmittel für die Kohle hielt von der Anwendung derselben zurück. Auf diese Weise wurde von 1829 bis 1840 der Preis der Holzkohle in den walddreichen Gegenden der Franche-Comté, der Vogesen und im Departement Haute-Marne um das Doppelte höher. Die Konkurrenz der Konsumenten hat viel zu dieser Vertheuerung beigetragen, das Meiste aber ist hierbei dem Finanzminister zu danken. Der Staat durch Succession Erbe der Anrechte auf den größten Theil der Waldungen des alten Galliens, hat in seinen Schonungen wie ein ökonomischer Bürger gehandelt, der keine andere Aufgabe hat, als was er zum Verkaufe bringt, so hoch wie möglich loszuschlagen. In England sind Kohlen und Mineral durch die Konkurrenz der Verkäufer weit verbreitet und konnten in den Händen unternehmender Menschen die Industrie zu einer ungeheuren Höhe bringen.

Die Haupt- und Nebenwendungen des Eisens, seine Verwandlung in Stahl, Blech, Stäbe u. s. w. vermehren noch den Verbrauch des Brennmaterials. Wenn man diese Arbeiten und die Bearbeitungen des rohen Stoffes zusammennimmt, so sind von den verschiedenen Eisenwerken im Jahre 1842 für anderthalb Millionen Francs Holzkohle zugleich mit fünfzehn Millionen Francs Steinkohle verbraucht worden. — Die Bearbeitung des Eisens ist entscheidend für den Reichthum und die Macht Frankreichs. Das Eisen muß aber häufig und billig seyn, wenn Frankreich mit anderen industriellen Ländern konkurriren will. Nächst dem Staate besitzen die Civilliste, die Gemeinden und eine geringe Zahl einzelner Bürger Waldungen. Diese Alle mißbrauchen ihre Lage und drücken durch ihr natürliches Monopol den Produzenten, der ihnen nicht entgehen kann. Die Regierung würde weise handeln, wenn sie auf ihren Besitzungen die Preise ermäßigte, und so jeden Fortschritt, den Wissenschaft und Kunstfertigkeit für die Eisen-Fabrication seit einigen Jahren errungen hat, benützen ließe. Man hat dafür gesorgt, daß kein Erfolg in der ganzen Reihe der Bearbeitungen des Eisens unbenuzt bleibe, und gewiß haben wir die letzte Verbesserung in denselben noch nicht erlebt; aber es darf dies nicht bloß dem Eigenthümer des Bodens zu Statten kommen.

In Frankreich macht die Methode der Arbeit täglich neue Fortschritte, jedes nützliche Gewerbe ist geehrt, und der Müßiggang gilt nicht mehr für den feinsten Anstand; dennoch aber wird der wahre Ackerbau und die wahre Industrie nicht von dem Landeigenthümer oder Kapitalisten gepflegt, denn Beide beschränken sich darauf, den Pächter oder Hüttenbesitzer zu überwachen und auszubeuern. Aber auch diese erringen ihre Vortheile nicht unmittelbar, sondern gewinnen nur durch die Rivalität der Arbeiter und eine bessere Anordnung der Arbeit, die von sehr wichtigen Folgen gewesen ist. Der Pachtzins ist überall

*) Es ist seitdem auch der Einfuhrzoll auf ausländische Maschinen erhöht worden, was besonders den Belgiern großen Nachtheil bringen kann.

größer geworden, der Boden wird bei jedem neuen Verkaufe höher angeschlagen, und dieses unaufhörliche Steigen, dem sich seit dreißig Jahren kein Hinderniß in den Weg gelegt hat, macht, daß sich jeder neue Grundbesitzer über den geringen Ertrag seines Landgutes beschwert, Alles hintertreibt, was ihn reduzieren, und Alles verlangt, was ihn erhöhen könnte.

Die Verzinsung beweglicher Kapitale hat bedeutende Veränderungen erlitten; sie ist niedriger, aber sicherer geworden, bleibt jedoch, da für sie viel glückliche Chancen möglich sind, immer noch höher als die des Bodens. Dessenungeachtet sieht man, daß, je mehr sich in einer Hand Reichthümer anhäufen, die Begüterten gewöhnlich einen Theil ihres Vermögens in Landbesitz anlegen. Auf der anderen Seite ist es ebenfalls das Streben des wirklichen Landbauers, ein Stück Boden zu erwerben; er hält den Pachtzins für eine Verkürzung des Ertrages seiner Arbeit, und seinen Gewinn, wenn der von ihm bebaute Acker sein Eigenthum ist, für sicherer als den des Gutsbesizers, denn dieser kann nur durch Erhöhung des Pachtzinses seine Einkünfte vermehren, während er selbst seiner Hände Arbeit sich nicht berechnet.

Von allen Seiten wird also dazu beigetragen, den Werth des Grundbesitzes und mit ihm den des gewonnenen Eisens zu erhöhen. Die Regierung erschwert einerseits die Zufuhr fremden Eisens und macht andererseits durch ihren einträglichen Holzhandel auch das inländische mit jedem Jahre theurer. Erst wenn sie weniger für die momentanen Hülfquellen der Staats-Einnahmen als für das wirkliche Interesse des Landes zu sorgen anfangen wird, werden die französischen Eisenwerke mit den ausländischen konkurriren können. Denn für die Geschicklichkeit der französischen Maschinenbauer bürgt der Umstand, daß für fünf und eine halbe Million Francs Maschinen im Jahre 1843 aus Frankreich exportirt wurden. Die Summe ist zwar noch ziemlich klein, aber sie war in früheren Jahren geringer und also im Steigen begriffen. — Was die Maschinen zur ferneren Bearbeitung des präparirten Eisens betrifft, so waren diejenigen, die man auf der Ausstellung sah, so sauber und genau gearbeitet, als es irgend nur von mathematischen Instrumenten gefordert werden kann. Diese Bedingung ist auch unumgänglich, so lange der Dampf, der die peinlichste Beaufsichtigung und Leitung verlangt, das bewegliche Agens der Industrie bleiben wird. Das Lokal der Ausstellung ließ nicht zu, daß mehr als einzelne Proben der verschiedenen Systeme aufgestellt wurden; aber was man sah, schien uns nicht vollkommener gearbeitet werden zu können. Eine Menge neuer Erfindungen, durch welche die Arbeit der Menschen unterstützt oder vorbereitet werden soll, erregte allgemeines Erstaunen. Einige waren in Frankreich selbst entstanden, andere ausländischen Ursprungs, aber glücklich nachgeahmt. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die französischen Mechaniker sich oft darauf beschränken, fremde Methoden zu benutzen; denn die Bestellungen sind nicht so bedeutend, daß es sich verlohnte, kostspielige Versuche zu machen.

III. Frankreichs vornehmste Ausfuhr-Erzeugnisse in Metallarbeiten, Glas, Porzellan und chemischen Fabrikaten.

Die neueren Nationen haben, obgleich sie durch die geschichtlichen Ereignisse aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt wurden, dennoch die hervorstechendsten Züge der Hauptstämme bewahrt, denen sie angehören. Diese zeigen sich auch in der Art, wie sich jedes Volk zu der industriellen Richtung des Jahrhunderts verhält. An den Franzosen sehen wir Raschheit, Erfindungs- und Unternehmungsgeist, vor Allem aber Geschmack. Sie mögen erfinden oder nachahmen, immer werden sie in der Form das rechte Maß, in den Farben die glücklichste Zusammenstellung treffen. Auge und Sinn des Beschauers werden befriedigt, und ein Schritt mehr nach der einen oder der anderen Seite würde die Arbeit plump oder gekünstelt machen. Die Ausstellung war hierfür der glänzendste Beweis. Der Geschmack beruht in Frankreich auf einer natürlichen Anlage der Bewohner zu den schönen Künsten. In allen größeren Städten interessieren sich selbst die niederen Klassen lebhaft für alles Neue, was in diesem Bereiche produziert wird. Das Volk lernt sehen und urtheilen, und obgleich die Arbeiter in den Städten fortwährend durch die noch ungebildeteren Landbewohner erneuert werden, so hat sich doch der Sinn für Kunst bis in die beschränktesten Köpfe einen Weg gebahnt und äußert sich in der Vollkommenheit sehr vieler Artikel der französischen Industrie.

Die Bronzewaaren z. B. sind ein bedeutender Handelsartikel und bilden, dem Werthe nach, die Hälfte der ausgefuhrten französischen Metallarbeiten. Malereien, Abgüsse, Eiselarbeiten, Vergoldungen und Anderes, was zur Bearbeitung der Bronze gehört, beschäftigt viele kunstreiche Hände. Die großen Fabrikanten sind im Stande, die schönen Arbeiten ihrer Werkstätten in die entferntesten Gegenden zu versenden. Der Künstlerhand der Franzosen zahlt die ganze Welt den ihr zukommenden Tribut, besonders aber die höheren und reichen Klassen der Gesellschaft.

Eben so ist die Goldbearbeitung in Frankreich der aller anderen Länder weit überlegen. Wenn auch manchmal der Fabrikant gezwungen ist, dem Geschmacke des Auslands kleine Opfer zu bringen, so drückt doch die Kunst des Franzosen zu deutlich das Siegel der Eleganz auf alle Produkte seiner Fabrication. Die Umrisse werden schöner, die feinere Eiselirung bringt Leben und Frische ins Ganze und giebt dem Fabrikate einen feinen, geschmackvollen Anstrich.

Die Muster und die Ausarbeitungen der Metallwaaren, die auf der letzten Ausstellung zu sehen waren, zogen mit Recht die größte Menge Bewunderer auf sich. Die französischen Bronzearbeiter haben die antiken, die mittelalterlichen, die indischen Formen studirt; sie haben verschiedene Metalle unter ein-

ander und mit kostbaren Steinen verbunden und immer Meisterstücke geliefert. Die jährliche Ausfuhr von zehn bis zwölf Millionen Francs in Bijouterieen und Nippfachen beweist, welchen Werth das Ausland auf diese Fabrikate legt. Seitdem die galvanische Vergoldung und Versilberung in Gebrauch gekommen ist, sind jene Arbeiten noch einträglicher.

Frankreich bezieht aus der Fremde, die Contrebande ungerechnet, für sechs Millionen Francs Uhren aller Gattung, während es nicht zwei Millionen ausfuhr. Man sieht hieraus, wie wenig die Höhe dieses Industriezweiges den Bedürfnissen des Landes entspricht. Es giebt natürlich hiervon rühmliche Ausnahmen, aber doch steht fest, daß die meisten exportirten Uhren ausländische Fabrikzeichen führen. Dagegen verdienen die ausgestellten mathematischen und physikalischen Instrumente, besonders die für die Leuchtthürme, alles Lob, das ihnen zu Theil wurde. Hinsichtlich der Schneide-Instrumente für den gewöhnlichen Verbrauch stehen die Engländer bei weitem höher. Das französische System der isolirten Arbeit ist dieser Fabrication, die nur langsame Fortschritte macht, wenig günstig. Die feinere Fabrication glückt besser, aber trotzdem beläuft sich die jährliche Ausfuhr derselben nur auf einen Werth von 1,200,000 Fr. Dieselbe Zahl gilt für die Waffen, von welchen ebenfalls nur die für den Luxus gesucht sind. Dessenungeachtet waren Fabrikanten aus Birmingham und Sheffield in Paris und wollen für ihre Etablissements manche brauchbare Erfahrung auf der Ausstellung gemacht haben, wie sie sie nie bei dem Besuche der Läden gewonnen haben würden. Sie lassen der französischen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren, können aber nicht begreifen, warum die gewöhnlichen eisernen Geräte für den täglichen Gebrauch in Frankreich noch immer so theuer sind. Die Anwendung des Eisens wird von Tag zu Tag mannigfaltiger, und darum bleibt man hier in den vortheilhaftesten Fabricationszweigen weit hinter dem Auslande zurück.

Wir gehen zu anderen Fabrikaten über, die ebenfalls für die Beaglichkeit der Menschen sorgen. Hierher gehören die Möbel und selbst die musikalischen Instrumente. In ihnen manifestirt sich der französische Geschmack am glänzendsten. Die civilisirten Völker legen der inneren Ausschmückung und Bequemlichkeit ihrer Wohnungen keinen kleinen Werth bei. Das Klima, das uns viele Stunden des Tages zu Hause gefesselt hält, macht eine Menge von Dingen notwendig, die die Bewohner südlicher Gegenden wenig achten würden. Wir wollen unsere Möbel nicht nur bequem, sondern auch gefällig haben. Der jetzt herrschende Renaissancestyl gestattet eine große Mannigfaltigkeit der Formen und giebt Gelegenheit, Holzskulpturen, Vergoldungen und andere kunstvolle Verzierungen anzubringen. Es ist zu bedauern, daß der Transport zu kostspielig ist, als daß das Ausland andere als sehr werthvolle Gegenstände dieser Art aus Frankreich beziehen könnte. Dennoch sind im Jahre 1843 für drei Millionen Fr. Möbel und für anderthalb Millionen musikalische Instrumente exportirt worden.

Die Riemeerwaaren und Wagen waren auf der Ausstellung spärlich repräsentirt, obgleich besonders die letzteren in der jüngsten Zeit bedeutend gewonnen haben. Der Werth der Ausfuhr für dieselben betrug im Jahre 1843 anderthalb Millionen Fr. — Die Glaswaaren zeigten viel Neues und Uebertrassendes, die französischen Spiegel sind bisher unerreicht, die falschen Steine stehen den böhmischen, venetianischen und englischen gleich. Auch der großen Scheiben aus Flintglas müssen wir erwähnen, die ausgestellt waren und den Astronomen willkommen seyn werden. Das Ausland kaufte von diesen Artikeln im vorigen Jahre für 34 Mill. Fr.

Das ordinaire Porzellan brachte zwei, das feine sieben Millionen ein. Der Gebrauch seiner weißer Geschirre, die Vergoldungen und Malereien annehmen und so zu Luxusartikeln werden, wird täglich allgemeiner. In Bauernhütten ist jetzt schon Porzellan zu finden, und in ganz Frankreich wird es schön und gut fabrizirt, obgleich die Fabrication immer noch in der Entwicklung begriffen ist. Oft freilich ist man in dem Suchen nach neuen und originellen Formen ins Plump und Unbequeme verfallen, wie auch bei der Nachahmung des chinesischen Porzellans. Der chinesische Geschmack ist für uns nur interessant, nicht gefällig, weil, was aus China kommt, selten und kostspielig ist. Würde aber überall chinesisches Geschirre eingeführt und nachgearbeitet, so möchte der gute Geschmack diese Mode wohl bald verdrängen. Es wäre weit lobenswerther, wenn man darauf bedacht wäre, Geschirre für den Gebrauch der ärmeren Klassen von guter Qualität und niedrigem Preise herzustellen. Dergleichen sah man auf der Ausstellung fast gar nicht, und gerade nach solchen Proben hätte man den wahren Stand dieser Fabrication in den verschiedenen Gegenden Frankreichs beurtheilen können. Ausstellungen der genannten Art wären gewiß von heilsamen Folgen und nicht von so misslichen Umständen begleitet, als sie es in ihrer jetzigen Gestalt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Texas. *)

Ein Ausflug nach Texas. **)

Es ist eine englische Dame, Mrs. Houston, die uns die neuesten Nachrichten über diesen jüngsten und noch so wenig bekannten Freistaat des amerikanischen Kontinents mittheilt. Im Gegensatz zu den abschreckenden

*) Wir ziehen die Schreibung Mexiko und Texas der Schreibung Mexiko und Texas vor, weil 1) die Spanier, denen diese Gebiete ursprünglich gehörten, jetzt eben so schreiben, und weil 2) die Aussprache dieser beiden Namen an Ort und Stelle jener ersten Schreibung nach deutscher Sprechweise viel näher kommt, als der zweiten.

D. N.

**) Texas and the Gulf of Mexico. By Mrs. Houston, 2 Bde., London 1844.

Schilderungen anderer Reisenden, fällt ihre Darstellung des texianischen Volks und texianischer Zustände äußerst günstig aus; ob sie bei einem Auswanderungs-Projekt theilhaftig ist und daher ihre Gründe hat, die Lichtseite eines unserer Ansicht nach ziemlich dunklen Bildes hervorzuheben, oder ob ein glückliches Temperament sie Alles durch eine rosenfarbene Brille betrachten läßt, muß dahingestellt bleiben — möglich ist es auch, daß die raschen Fortschritte der Kultur, die man in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Republik wahrnimmt, sich sogar auf Texas erstreckt haben. In jedem Fall wird eine Reihe von Jahren erforderlich seyn, um diesen Tummelplatz heimatloser Abenteurer aus allen Theilen der Union und Europa's in ein wohlgeordnetes Land zu verwandeln, wo Leben und Eigenthum der Bürger gesichert und die Geseze nicht zu einem todtten Buchstaben herabgewürdigt sind.

Von dem einzigen public character in Texas, dessen Ruf den Ocean überschritten hat, dem Präsidenten Houston — einem Namensvetter, obwohl keinem Verwandten der Verfasserin — entwirft sie folgende Schilderung: „Der alte Sam (Samuel), wie er allgemein genannt wird, ist aus Kentucky gebürtig und widmete sich anfangs der Rechtsgelehrsamkeit. Als praktizirender Advokat gewann er bald einen bedeutenden Ruf und verheiratete sich mit einer durch persönliche Vorzüge ausgezeichneten Dame; indessen war diese Ehe nicht glücklich, und sie wurde in der Folge aufgelöst, wozu es in Amerika nur der gegenseitigen Uebereinkunft beider Gatten bedarf. Wie es scheint, blieb aber sein häuslicher Kummer nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth, und es dauerte lange, ehe er sich von den Wirkungen desselben erholte. In einem Anfall des Lebens-Ueberdrußes und der Verzweiflung verließ er im Jahre 1828 seine Heimath und schloß sich einem nomadisirenden Indianer-Stamme — wenn ich nicht irre, den Escherokesen — an, bei denen er mehrere Jahre verbrachte, indem er sich ganz in ihre Sitten und ihre Lebensweise fügte, ihre kühnen, abenteuerlichen Waghüthe mitmachte und sie nicht selten darin übertraf. Man behauptet auch, daß er sich eine Squaw (indianische Frau) zugelegt habe; da ich aber dieses Gerücht nur von Hörensagen weiß, so will ich dessen Wahrheit nicht verbürgen. So viel ist gewiß, daß Houston zu dieser Periode seines Lebens und in der Gesellschaft jener rohen bon-vivans ein so leidenschaftlicher Berehrer der Whiskey-Flasche wurde, daß ihm seine Genossen, die Indianer, den Beinamen: Drunken Sam gaben. Nachdem wir die Schattenseite seines Charakters (wenn man Obiges so nennen will) geschildert haben, müssen wir auch der Lichtpunkte desselben Erwähnung thun. Die Tapferkeit des Generals Houston ist der schönsten Tage des Ritterthums würdig; sein Patriotismus ist aufrichtig und unbezweifelt und seine Rechtschaffenheit flüchtig. Als Staatsmann besitzt er ungewöhnliches Talent, und sollte es der Gegenpartei gelingen, ihn bei der nächsten Präsidentenwahl vom Ruder zu entfernen, so dürfte er ihr in der Opposition noch fürchtbarer werden. Wenn man die Verbindlichkeiten bedenkt, die ihm die Republik Texas schuldig ist, so muß man erstaunen, daß er unter seinem eigenen Volke so viele Widersacher zählt; es ist jedoch zu bemerken, daß er mit seinen hervorragenden Eigenschaften eine lausliche Strenge vereinigt, die ihn die Fehler und Gebrechen Anderer mit zu großer Geringschätzung behandeln läßt und dazu beigetragen hat, seiner Popularität zu schaden.“

In ihren Ansichten über die Negerklaverei zeigt die Verfasserin einigen Mangel an Konsequenz; bald scheint sie von den nachtheiligen Folgen des Systems durchdrungen, bald versucht sie, die empörendsten Züge desselben zu mildern. Eine Sklaven-Auction ist ihr ein „lächerliches“ Schauspiel, und sie setzt die Beredsamkeit, die der Menschenverkäufer beim Anpreisen seiner Waare entwickelt, der Jungensfertigkeit des bekannten Londoner Auctionators George Robins an die Seite. „Ich sah einst“, schreibt sie, „eine kleine Partie feilbieten, die aus einem schwächlichen, kaum vier Fuß hohen Neger bestand, den man in seine besten Kleider gesteckt hatte, um ihn den Käufern von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. „Sehen Sie diesen schönen jungen Menschen, meine Herren!“ begann der Auctionator. „Er ist zwanzig Jahr alt, ohne körperliche Gebrechen, von tadelloser Aufführung und gelehrigem Charakter. Er wurde im Staate Mississippi geboren, weiß mit der Feldarbeit Bescheid und ist ein schrecklich-guter Baumwoll-Pflücker — das verbürgen wir. Meine Herren! an diesem Subjekt werden Sie einen wahren Schatz haben.““ Der Gegenstand dieser Lobrede stand unterdessen zur Seite seines Verkäufers auf der Estrade im Auctionssaal, und statt, wie man glauben möchte, unglücklich und entmutigt zu scheinen, drückte er nur einige Verwunderung aus und grinzte während der ganzen Ceremonie von Ohr zu Ohr.“

„Es ist die Politik der Sklavenbesitzer“, heißt es an einer anderen Stelle, „ihre Neger in einem Zustande völliger Unwissenheit und geistiger Knechtschaft zu halten. Die Macht der Weissen beruht allein auf ihrer intellektuellen Ueberlegenheit, indem die schwarze Bevölkerung im Verhältnis weit stärker zunimmt und folglich das materielle Uebergewicht binnen kurzem auf Seite der letzteren seyn muß. Sobald dieses stattfindet — wenn nicht schon früher — wird der Freiheitskampf beginnen, dessen Ausgang sich schwer vorhersehen läßt. Die Sklavenbesitzer in Texas und den südlichen Staaten der Union möchten uns gern überreden, daß sie die Klaverei hauptsächlich nur darum aufrecht halten, weil das Klima es unmöglich macht, weiße Arbeiter zu beschäftigen; wie ich aber glaube, muß man ihr Verfahren der wohlbegründeten Furcht zuschreiben, daß die Neger ihre Freiheit mißbrauchen würden, wenn man ihnen diese plötzlich erteilte. Ohne entscheidende Maßregeln ist jedenfalls eine Katastrophe unvermeidlich, und im Vorgefühl einer solchen und der geringen Hülf, die sie aus

dem Norden zu erwarten haben, sind die südlichen Staaten bemüht, der Freilassung einzelner Individuen entgegenzuwirken und den Eintritt freier Neger in ihr Gebiet zu verhindern. Als Beweis, wie streng sie hierauf sehen, dient folgender Umstand: Wir waren im Begriff, während unseres Aufenthalts in Jamaica einen freien Farbigen als Steward's-Gehülfe in unseren Dienst zu nehmen; man bedeutete uns aber, daß man ihm in einem Sklavenstaate nicht erlauben würde, ans Land zu gehen, und daß wir genöthigt seyn würden, für ihn Bürgschaft zu leisten, widrigenfalls er nach der Calaboose (dem Stadt-Gefängnis) wandern müsse. Um die Uebel zu beseitigen, die mit der Freilassung der Schwarzen verbunden sind, und einem Bürgerkriege zuvorzukommen, wäre es vor Allem nöthig, versöhnlichere Maßregeln in Bezug auf sie zu ergreifen.“

Mannigfaltiges.

— Der wissenschaftliche Kongress in Mailand. Wir hoffen auch über die diesjährige Versammlung der italienischen Naturforscher einen Bericht aus der Feder des Herrn Ritters Balbi mittheilen zu können, und geben daher jetzt nur einige vorläufige Notizen. Die österreichische Regierung hat der Versammlung in Mailand den berühmten Palast „Brera“ zu ihren Sitzungen eingeräumt. In den geräumigen Sälen dieses Palastes befinden sich bekanntlich das Institut für Wissenschaften und Literatur und die Akademie der schönen Künste; dort ist auch eine der reichsten Bibliotheken Italiens, so wie eine kostbare, mit Meisterwerken Raphael's und seiner Zeit geschmückte Bildergalerie, aufgestellt. Das Denkmal Appiani's von Thorwaldsen, so wie das von Beccaria und das der Dichter Parini und Monti, haben gleichfalls im Palaste Brera ihre Stelle gefunden. Unter den zahlreichen Gelehrten, die sich in Mailand befinden, sind zwei Söhne des verstorbenen Fürsten Lucian von Canino, von welchen wir den älteren kürzlich in Berlin gesehen haben. Florenz ist auf diesem Kongresse durch Buffalini und Puccinotti, Parma durch Tommasini, Pavia durch Panizzi und Venedig durch einen der berühmtesten Physiker Italiens, nämlich durch den Professor Zantedeschi, vertreten. Der ausgezeichnete Professor Orioli, welchem die päpstliche Regierung in früheren Jahren nicht gestatten wollte, die italienischen Naturforscher-Versammlungen zu besuchen, ist diesmal ebenfalls erschienen. Außer den Naturforschern hatten sich auch eine Menge anderer Gelehrten und Schriftsteller aus allen Theilen Italiens in Mailand eingefunden, in der Hoffnung, bei dem Kongresse Zutritt zu erhalten; doch ist ihnen dieser bis jetzt, und zwar sogar auch den Philosophen, verweigert worden, weil man sich streng innerhalb der Grenzen der eigentlichen Naturforschung beschränken will. Gleichwohl zählte man bei der Eröffnung acht-hundert zugelassene Mitglieder. Mailand bietet in diesem Augenblicke ein sehr belebtes Bild dar; die Gasthöfe und auch alle Privatwohnungen sind voll von Gelehrten, ja die Straßen wimmeln von italienischer und ausländischer Gelehrsamkeit. Das Volk sieht überall nur Gelehrte, und die Wissenschaft ist es, welcher es die Erscheinung so vieler Fremden beimißt, die jedoch zum Theil nur gekommen sind, um die Kunst-Ausstellung im Palaste Brera oder die Gewerbe-Ausstellung in den Sälen des Seminars und endlich Oper und Ballet im Theater der Scala zu sehen. Bei der feierlichen Eröffnung des wissenschaftlichen Kongresses wurde die Statue des berühmten Cavalleri enthüllt, wobei der Erzherzog Rainer, Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreiches, zugegen war. Der bei dieser Gelegenheit von Herrn Viola gehaltene Vortrag wird sehr gerühmt. Graf Borromeo, Präsident des Kongresses, nahm demnach das Wort und kündigte den Beginn der Arbeiten an, zu welchem Behufe der Kongress sich in seine verschiedenen naturwissenschaftlichen Sectionen theilte und die Präsidenten derselben erwählte. Der Fürst von Canino, Karl Lucian Bonaparte, welcher zum Präsidenten der Section für Zoologie und Anatomie ernannt wurde, hielt bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Rede, worin er unter Anderem die Verdienste Deutschlands um die Naturwissenschaft hervorhob. Er berichtete, daß er bei seinem Aufenthalt in Berlin von Johannes Müller viele neue Belehrungen für sein Studium über die Anatomie der Fische erhalten habe. Vor Allem aber pries er die gastliche Aufnahme, die er bei dem der ganzen Welt angehörenden gelehrten Alexander v. Humboldt gefunden, welcher Italien auf das genaueste kenne und dessen bedeutenden Antheil an dem gegenwärtigen Fortschreiten der Naturwissenschaft sehr wohl zu würdigen wisse. Er stellte auch in Aussicht, daß Alexander v. Humboldt den nächstjährigen italienischen Gelehrten-Kongress in Neapel besuchen und diesem dadurch einen neuen Glanz verleihen werde.

— Eug. Sue und der Ortsrichter in Mödern. Die Allg. Preßzeitung berichtet: „Neben so vielen ernstern Seiten, die der Juif Errant und seine Uebersetzungen bieten, stellt sich jetzt auch eine Seite heraus, die mehr komischer Natur ist, aber dennoch Veranlassung zu einer wichtigen juristischen Streitfrage werden kann. Bekanntlich giebt Eugen Sue in seinem Juif Errant eine nichts weniger als vortheilhafte Schilderung des Ortsrichters in Mödern. Durch diese Schilderung findet sich Der, welcher zur Zeit, wo das Stück spielte, das Amt eines Ortsrichters in Mödern verwaltete, beleidigt und will deshalb den Herrn Sue zur Verantwortung ziehen. Er hat deshalb einem Advokaten in Leipzig den Auftrag erteilt, die Ansicht eines Pariser Juristen darüber einzuholen: „ob und inwiefern auf Grund dieser Schilderung gegen Herrn Sue nach französischen Gesezen eine Klage mit Erfolg angestellt werden könne.“